

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

**Correspondent für das Großherzogthum Oldenburg.
1878-1890
1889**

17.2.1889 (No. 14)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-943209](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-943209)

Correspondent

Insertionsgebühr:
Für die dreispaltige Son-
ntags- oder deren Raum
10 Pf. bei Wiederholungen
Abatt.

Für die Redaktion verant-
wortlich: H. Pittmann.

für das Großherzogthum Oldenburg.

Zwölfter Jahrgang.

Nr. 14.

Oldenburg, Sonntag, den 17. Februar.

1889.

Die Feinde des Christenthums und der Monarchie.

2.

Richtet sich die demokratische Berliner „Volkzeitung“ mehr gegen das Christenthum, so streitet an ihrer Seite brüderlich das jüdisch-freisinnige „Berliner Tageblatt“ gegen die Monarchie, wie das ja auch nicht Wunder nehmen kann, denn es ist klar, daß dem Freisinn die Monarchie ein Dorn im Auge ist und er als sein letztes Ideal unverrückbar die Einführung der republikanischen Staatsform erstrebt. Der Reichstagskandidat der Freisinnigen des ersten Oldenburger Wahlkreises, Herr Rechtsanwalt Niebour, hat das ja auch in seiner Wahlrede seiner Zeit klar und deutlich genug ausgesprochen. So läßt sich denn auch der Herr A. Levysohn in seinem „Berliner Tageblatt“ folgendermaßen vernehmen: „Täuscht mich nicht alles, so ist dieser „Revolverbeschuß von Meyerling“ als ein wirklicher „Stoß ins Herz der Monarchie“ zu betrachten, dessen Wirkungen vielleicht nicht sofort, aber sicher in absehbarer Zeit zu Tage treten werden.“

Vergleicht man damit das Behagen, mit welchem das „Berliner Tageblatt“ die über die angeblichen wahren Ursachen der Katastrophe vom 30. Januar d. J. umlaufenden Gerüchte erörtert und bis auf die Namen der öffentlichen Reugler preisgibt, so läßt sich die Triebfeder leicht erkennen. Der entsetzliche Vorgang soll in der That dazu dienen, das monarchische Bewußtsein erschüttern zu helfen, wo es noch besteht, wie das, außer in Deutschland, gerade in Oesterreich, Ungarn noch in hohem Maße der Fall ist. Der Herr A. Levysohn sagt dann weiter:

„Ich bin der Ansicht, daß dieser kronprinzliche Selbstmord den Dynastien in gegebener Zeit gefährlicher werden dürfte, als vor fast hundert Jahren jene die Throne erschütternde Revolutionsbewegung, auf deren blutigem Höhepunkt das Haupt Marie Antoinettes von Oesterreich auf dem Schaffot des Pariser Entschlusses grausam zum Opfer fiel.“

Ob diese höhnische Prophezeiung wahr werden soll oder nicht, wird zum guten Theil von dem Verhalten derer abhängen, welche die Monarchie zu hüten berufen sind. Die Gegner vermögen nichts, wenn wir selber thun, was unsere Pflicht erheischt, wenn wir den monarchischen Gedanken mit der Kraft des Christenthums erfüllen und so zu dem kräftigen Wort die nachdrückliche That hinzufügen, die überall das Beste thut, wo sie erscheint. Deshalb müssen alle christlich und monarchisch gesinnten Patrioten auf dem Platze sein, dann ist alles Loben des heeres Satans vergeblich. Der bei uns ist, ist stärker, als der bei ihnen ist. Aber es gilt einen rastlosen Kampf. Die Zeit ist ernst, zeigen wir, daß wir ihr gewachsen sind. Kein Fader im Kleinen, auch wo wir zur Mißthimmung ein Recht zu haben glauben. Besser Unrecht leiden, als Unrecht thun. Das Recht siegt ja schließlich doch!

Locales und Correspondenzen.

Oldenburg, 13. Februar.

Seine königliche Hoheit der Großherzog hat der Landwirtschaftsschule zu Barel zwei Gypsabgüsse der Marsmorbüste des Nationalökonom J. H. v. Thünen, die vor Kurzem in der Berliner landwirthschaftlichen Hochschule aufgestellt worden ist, zum Geschenk gemacht, „zum ehrenden Gedächtniß an diesen hochverdienten, in Leben und Wirken gleich vorzüglichen Mann und in ihm den Schülern ein leuchtendes Vorbild zur Nachahmung vor Augen zu halten.“

Der am Mittwoch stattgehabte Hofball, zu welchem etwa 300 Einladungen ergangen waren, hat einen nach allen Seiten hin sehr befriedigenden Verlauf gehabt. Besonders hat die äußerst flotte Ballmusik sehr gefallen, welche diesmal Herr Hofkonzertmeister Manns und zwar in der ihm eigenen schneidigen Weise leitete.

Großb. Theater. Mit der 10. Abonnements-Vorstellung für Auswärtige am vorigen Mittwoch, welche denselben das Zaubermärchen „Prinzessin Goldhaar“ brachte, waren manche nicht einverstanden, und meinten, man hätte ihnen wohl ein gediegeneres Stück bieten können. Wir hat-

ten Gelegenheit, auswärtige Theaterbesucher aus allen „32 Windrichtungen“, um mit Freund S. zu reden, zu sprechen, und zwar vom Münsterlande her (aus Bexta), aus dem Putzabingerlande, aus der Rasteder Gegend u. s. w., alle waren der „Prinzessin Goldhaar“ nicht hold gesinnt. Wir meinen auch, daß man sehr wohl ein anderes Stück hätte geben können, wobei wir aber andererseits auch nicht verschweigen wollen, daß sich die anwesende Damenwelt anscheinend recht gut amüßte hat.

Die gestern Nachmittag stattgehabte Generalversammlung der Oldenburger Versicherungs-Gesellschaft hat die ihr von der Verwaltung zur Gutheißung vorgelegte Vermögens-Aufstellung für das Jahr 1888 genehmigt. Der Reingewinn für das verflossene Jahr beträgt, wie wir bereits mitgeteilt haben, 155 471 Mark 95 Pf., aus welchem Ertrage den Actionären 90 000 Mark zufließen, das ist 15 Prozent des baar eingezahlten Grundvermögens oder 45 Mark für jede Aktie. Der übrige Theil des Reingewinns fließt in die Rücklagen für das Grundvermögen und für unvorhergesehene Fälle u. s. w. Die auf 45 Mark für jede Aktie festgestellte Dividende kann von heute ab bei der Gesellschaftskasse hieselbst gegen Einlieferung der betreffenden Dividenden-Quittungen in Empfang genommen werden. — Wie aus der speziellen Vermögens-Aufmachung ersichtlich, ist der gegenwärtige Zustand des in Rede stehenden Instituts ein ausgezeichnetener, bestundirter, und wurden für die Aktien desselben an der gestrigen Berliner Börse bereits 990 Mk. geboten. Unsere neuliche Prophezeiung, daß es nicht lange dauern werde, daß die Oldenburger Versicherungs-Aktien einen Cours von 1000 Mark erhalten würden, kann also schon in wenigen Tagen zur Wahrheit werden. Das sind doch Erfolge höchst erfreulicher Art. Möge daher die Oldenburger Versicherungs-Gesellschaft von gleichem Glück auch fernernhin stets begünstigt sein.

Astronomische Vorträge. Ein Herr Sophus Tromholt aus Chrenania gedenkt im Laufe nächster Woche, und zwar von Dienstag den 19. bis Freitag den 22. Februar inclusive im großen Casinoale hieselbst vier „populäre astronomische Vorträge“ zu halten, die durch hunderte großer Lichtbilder erläutert sein werden. Nach den uns vorliegenden vielen günstigen Urtheilen der Presse zu schließen sind die Vorträge des Herrn Tromholt von hohem Interesse, so daß wir denselben auch hier einen recht zahlreichen Besuch wünschen möchten. Der erste Vortrag behandelt den „Mond“, der zweite die „Sonne“, der dritte das „Planeten-system“ und der vierte die „Sternenwelt“. Das „Hamburger Fremdenblatt“ z. B. schreibt: „Herr Sophus Tromholt ist nicht nur ausgezeichnete Mondfahrer, sondern weiß auch auf der Sonne wie überhaupt am Sternenhimmel genau Bescheid und versteht es, seine Kenntnisse in fesselnder, belehrender Form mitzutheilen. Oft wird sein Vortrag von edler poetischer Stimmung getragen, die sich auch den Zuhörern mittheilt. Die Lichtbilder, durch welche sämtliche Vorträge illustriert werden, sind außerordentlich schön, korrekt und lassen alle Gegenstände mit großer Schärfe und Deutlichkeit hervortreten. Das Publikum kam aus dem Staunen und Bewundern nicht heraus, und auch der astronomisch Gebildete verfolgte die Vorführungen mit dem größten Interesse. Alle gaben ihrer Anerkennung durch lebhaften Beifallsäusserungen Ausdruck. Wer sich für die Wunder des Weltalls interessiert, und bei wem wäre dies nicht der Fall, dem ist der Besuch dieser Vorträge aufs Wärmste zu empfehlen.“ Indem wir noch hinzufügen, daß die einzelnen Vorträge jeder für sich ein abgeschlossenes Ganzes bildet, und daß die Eintrittspreise sehr mäßige sind (für alle vier Vorträge 3 Mark 50 Pf., für einen Vortrag 1 Mark und für Schülerbillets 50 Pf.), wollen wir unsererseits Herrn Sophus Tromholt auch hier besten Erfolg wünschen.

Die Tagesordnung für die Sitzung des Stadtraths am nächsten Dienstag bildet einen recht niedlichen „Speise-Zettel“ für die Herren Stadträthe. Auf derselben stehen nämlich Geldbewilligungen im Betrage von nicht weniger als annähernd 400 000 Mark, daß man so pufft. Diese Ausgaben, falls sie bewilligt werden, was nicht zu bezweifeln ist, werden die Bewilligung einer „Viersteuer“ sicher im Gefolge haben, da ist uns jetzt nicht mehr bange vor. Der Magistrat wird den widersprechenden Stadtrath schon mühe kriegen.

Osternburg, 16. Februar. In den überaus feilich geschmückten Räumen der „Harmonie“ wurde gestern das 25jährige Stiftungsfest des „Osternburger Gesangvereins“, unter äußerst zahlreicher Betheiligung, auch seitens der Eingeladenen, gefeiert. Von den Stiftern des Vereins leben nur noch vier, und zwar sind dies die Herren: Schlossermeister Hartmann, Maler Meyer, Landwirth Meyer und Maurer Weiz. Das Fest verlief, wie alle Feste dieses Vereins, in höchst gemüthlicher Weise. Nach dem Concert, von dem wir die gesanglichen Leistungen des Vereins in höchst rühmlicher Weise besonders hervorzuheben haben, fand, nach kurzer Arrangementspause, der Ball statt, der die frohe Gesellschaft noch lange beisammen hielt. Möge der strebende Verein noch recht oft das frohe Fest des Stiftungstages feiern, dies sei unser aufrichtiger Wunsch.

Ausloosungen

bei der

Oldenburgischen Spar- und Leih-Bank.

I.

4% Oldenburger Stadt-Anleihe. Ziehung vom 13. Februar 1889.

Litr. A. Nr. 4, 23, 43, 78, 158, 171 und 182 zu 2000.— Mark.

Litr. B. Nr. 13, 16, 32, 49, 60, 71, 89, 98, 102, 111, 133, 161, 221, 245, 299, 361, 363, 393, 470, 487, 515, 653, 667, 668, 688, 694 und 740 zu 500.— Mark.
Litr. C. Nr. 12, 27, 46, 63, 102, 107, 113, 144, 149, 157, 169, 192, 206, 209, 253, 324, 329, 338, 466 und 471 zu 100.— Mark.

Die Einlösung geschieht vom 1. Oktober 1889 an bei der Oldenburgischen Spar- und Leih-Bank.

Restanten: Litr. B. zu 500 Mark: Nr. 715 fällig seit 1. Oktober 1885, Nr. 118 fällig seit 1. Oktober 1887, Nr. 180, 412, 447, 592, 597, 615, 669 fällig seit 1. Oktober 1888.

Desgl. Litr. C. zu 100 Mark: Nr. 224 fällig seit 1. Oktober 1885, Nr. 51, 227, 330 fällig seit 1. Oktober 1886, Nr. 281, 302 fällig seit 1. Oktober 1887, Nr. 182, 204, 218, 293 fällig seit 1. Oktober 1888.

II.

3 1/2% Anleihe der Bewässerungsgenossenschaft des I. Verbandes an der Spunte. Ziehung vom 13. Februar 1889.

Litr. A. Nr. 57, 85 zu 500 Mark.

Litr. B. Nr. 54, 135, 256 zu 300 Mark.

Die Einlösung geschieht vom 1. September 1889 an bei der Oldenburgischen Spar- und Leih-Bank.

Ankunft und Abfahrt der Züge auf der Station Oldenburg.

Gültig vom 1. Oktober 1888.

Von	Ankunft.			
	Morg.	Vorm.	Nachm.	Abends.
Von Wilhelmshaven	7.53	10.55	—	8.20
„ Jever	7.53	10.55	—	8.20
„ Bremen	8.05	—	12.39	9.05
„ Nordenhamm	8.05	—	12.39	9.05
„ Brake	8.05	—	12.39	9.05
„ Neufchanz	7.48	11.40	—	8.24
„ Leer	7.48	11.40	—	8.24
„ Quatenbrück	8.00	9.55	—	8.33
„ Osnabrück	—	9.16	—	8.33

Nach	Abfahrt.			
	Morg.	Vorm.	Nachm.	Abends.
Nach Wilhelmshaven	8.25	—	2.35	6.18
„ Jever	8.25	—	2.35	6.18
„ Bremen	6.19	8.05	11.06	8.43
„ Brake	8.05	—	2.00	8.43
„ Nordenhamm	8.05	—	2.00	8.43
„ Leer	8.27	—	2.40	9.20
„ Neufchanz	8.27	—	2.40	9.20
„ Quatenbrück	8.30	—	2.30	8.55
„ Osnabrück	8.30	—	2.30	8.55

Hierzu als Sonntags-Beilage „Neue Gartenlaube“ Nr. 7.

Oesterreichs Politik.

Wie die Kundgebung des Kaisers Franz Josef an seine Völker darthut, wird durch den Tod des Kronprinzen Rudolf weiter die innere noch die äußere Politik Oesterreichs in andre Bahnen gelenkt werden. Wenn Kaiser Franz Josef feierlich versichert, daß er bei der Erfüllung seiner Regentenpflichten, dieselbe Richtung im Auge haltend, deren unveränderte Festhaltung nach wie vor für die Zukunft gesichert sei, mutig und zuversichtlich auszuhalten werde in den unablässigen Bemühungen um das allgemeine Wohl und die Erhaltung der Segnungen des Friedens, so braucht man darin keine besondere Gutheißung der slavensfreundlichen Politik der Grafen Taaffe und Schönborn im Gegensatz zu den Wünschen der deutschen Bevölkerung in Cisleithanien zu erblicken.

Das Augenmerk der Staatslenker Oesterreichs muß vor allem auf die Versöhnung der verschiedenen Völkerstämme gerichtet sein und kann darum nicht die Begünstigung der Deutschen auf Kosten der Slaven, in's Auge fassen; denn die Slaven bilden die ungeheure Majorität in Cisleithanien, ihre nationalen Gefühle verletzen, heize die Sicherheit des Reichs nach Innen wie nach Außen gefährden. Deshalb verdient diese durch die Erfordernisse der inneren Lage der österreichisch-ungarischen Monarchie gebotene mehr oder weniger slavensfreundliche Politik noch keineswegs den Namen einer deutschfeindlichen Politik.

Es ist ja gewiß, daß die Deutschen heut nicht mehr wie früher die Rolle in Cisleithanien spielen. Es würde dazu einer vollständigen Umgestaltung der gegenwärtigen Verhältnisse bedürfen, welche schließlich den innigen Anschluß der zum ehemaligen deutschen Bunde gehörigen deutsch-österreichischen Provinzen an das Deutsche Reich zur Folge hätte. Diese Möglichkeit wird selbstredend das Wiener Kabinet zu verhindern suchen.

Daraus folgt aber durchaus nicht, daß die auswärtige Politik Oesterreichs auf eine Lockerung des deutsch-österreichischen Bündnisses loszuweichen müßte. Ganz im Gegenteil liegt es im Interesse der beiden österreichischen Reichshälften, daß die Beziehungen der Slaven in Oesterreich, die keineswegs in Rußland aufgehen wollen, vielmehr ihre Selbstständigkeit gegenüber dem absoluten Rußland im österreichischen Verband zu wahren suchen, an dem mächtigen Deutschland einen starken Rückhalt finden.

Die Festigkeit des deutsch-österreichischen Bündnisses liegt in dem Gegensatz, der zwischen den Interessen Oesterreichs und Rußlands besteht. Da dieser Gegensatz nicht ein vorübergehender, sondern ein dauernder ist, der mit dem Aufschwollen der russischen Macht sich noch immer schärfer herauskehren muß, so kann die heutige innere Politik Oesterreichs, so lange sie nur den Slaven gerecht sein will, ohne die Deutschen zu bedrücken, nicht als eine Gefahr für das deutsch-österreichische Bündnis betrachtet werden. Anders läge die Sache aber, wenn Graf Taaffe, wie vielfach befürchtet wird, sich allmählich durch slavische Einflüsse auf eine Bahn drängen ließe, die zu einer Verkürzung der gesetzlich berechtigten Stellung der Deutschen führen würde.

Deutschland.

Aus angeblich zuverlässiger Quelle verlautet, daß der Kaiser beabsichtigt, im Sommer nach England zu reisen und daß schon jetzt die entsprechenden Vorbereitungen getroffen werden.

Zur Samoa-Frage sind in Washington die Protokolle der ergebnislos abgebrochenen Konferenz von 1887 veröffentlicht worden, welche jetzt bekanntlich wieder aufgenommen werden soll. Es ist daraus ersichtlich, daß Deutschland die Forderung stellte, es solle an die Spitze der Verwaltung von Samoa ein Beamter gestellt werden, ausgestattet mit hinreichender Machtbefugnis, um alle die für die Aufrechterhaltung von Frieden und Ordnung, sowie für die geordnete Entwicklung von Handel und Verkehr erforderlichen Maßnahmen zu ergreifen. Die Macht, welche die größten Interessen in Samoa zu schützen hat, sollte berechtigt sein, diesen Beamten zu ernennen. Daß Deutschland die Macht mit den größten Interessen war, wurde von niemand bezweifelt. England war damit einverstanden. Die britische Regierung war willens, ihre Zustimmung dazu zu geben, daß der deutsche Vertreter als der Mandatar der übrigen zwei Mächte für einen Zeitraum von fünf Jahren handeln

sollte. Staatssekretär Bayard erhob Einwendungen gegen diesen von Herrn von Alvensleben vorgeschlagenen und erläuterten Plan, weil er im Wesentlichen die Herstellung einer ausländischen autokratischen Regierung, gegründet auf Handelsinteressen, umfasse. Alle Erfahrung, sagte er, habe gezeigt, was aus einem solchen Versuch entstehen müsse. Er könne nicht einsehen, warum nicht von vornherein in Samoa ein Geist selbstregierender Freiheit anerkannt werden solle. Darauf wurden die Verhandlungen abgebrochen.

Die Andeutungen, welche Se. Majestät der Kaiser gelegentlich der Neujahrs-Gratulation über die luxuriöse Lebensweise der Offiziere den kommandierenden Generalen gemacht hat, indem er ihnen nahe legte, dahin zu wirken, „daß die altpreussisch-brandenburgische Einfachheit und Anspruchslosigkeit auch in der modernen Zeit eine Grundtugend des Offizierstandes bilden möge, weil der Luxus die sittliche Kraft des Soldaten gefährde“, scheinen, wie das „Berl. Fremdenbl.“ mitteilt, ihren Eindruck auf die militärischen Kreise nicht verfehlt zu haben. Welche praktischen Folgen dieselben jedoch haben werden, kann sich erst später zeigen. Jedenfalls verdient der Umstand Beachtung, daß der deutsche Offizier nächst dem englischen, welcher bekanntlich der bestbezahlte ist, die höchsten Gehältern bezieht. Schon Kaiser Wilhelm I. hatte zu öfteren Malen Veranlassung genommen, den Luxus in einzelnen Offizierkorps zu rügen. Als er gelegentlich seines Besuches in Dresden einer Einladung des Offizierkorps seines Grenadier-Regiments Nr. 101 zum Diner folgte und das Offizier-Kasino in der Albert-Kaserne betreten hatte, war er über den Luxus, mit dem dasselbe ausgestattet war, ganz erstaunt und äußerte: „So etwas dürfen sich meine Offiziere (die preussischen) nicht erlauben.“ Aber auch bei uns hatte die luxuriöse Lebensweise der Offiziere in den letzten Jahren sehr überhand genommen. Es ist vorgekommen, daß Regiments-Kommandeure ihre Anforderungen an die auf die Portepees-Führerstellen aspirierenden jungen Leute bezüglich der Zulagen von Hause immer höher spannten mußten. Nicht nur die Offizierswaife, sondern die ganze Lebensführung der Offiziere war bei vielen Truppenteilen schon eine derartige, daß nicht nur der Sekonde-Lieutenant, sondern auch der Premier-Lieutenant mit seinen staatlichen Gehältern nicht ausreichte, wenn er nur einigermaßen die Gesellschaft der Kameraden kultivieren und von diesen nicht über die Achsel angesehen werden wollte.

Mit den am 5. jedes Monats von Bordeaux und am 8. jeden Monats von Lissabon nach dem La Plata abgehenden französischen Schiffen können wieder Briefsendungen nach Brasilien abgesandt werden. Die betr. Post wird, so lange die Schiffe Rio de Janeiro nicht anlaufen, in das in der Nähe von Rio de Janeiro gelegene Lazaret von Ilha Grande abgeliefert werden.

Aus Hamburg berichtet die „Magdb. Ztg.“: Geh. Rat Geffken siedelte von Konstanz nach der Schweiz über; seine Frau folgte ihm von Hamburg aus. Geffken wird bis auf weiteres nicht hierher zurückkehren; sein Bestehen ist bedeutend besser.

Demselben Blatt wird aus Elsaß-Lothringen gemeldet: Seit die Patzmaßregeln, welche die Verbindung der Fortgezogenen mit den in der Heimat zurückgebliebenen Angehörigen sehr erschweren, in Kraft sind, macht sich ein allmähliches Zurückgehen der Auswanderungsziffer bemerklich. Bei diesem Anlaß mag darauf hingewiesen werden, daß auch von den letzten Herbst in die Heimat entlassenen Reservisten ein im Vergleich zu den Vorjahren nur verhältnismäßig geringer Bruchteil nach Frankreich verzogen ist.

Im Anschluß an die Besprechung des Gesetzentwurfes, durch welchen der alleinige Gebrauch der deutschen Sprache bei den Gerichten, wie auch in den Notariatsbüros angeordnet wird, weisen verschiedene reichsständische Blätter darauf hin, daß auch beim öffentlichen Gottesdienste innerhalb des vollständig oder wenigstens vorherrschend deutschen Sprachgebietes das Französische noch eine Rolle spiele, welche dem Charakter einer politischen Kundgebung zum mindesten sehr nahe komme.

Es bestätigt sich nach der „Köln. Ztg.“, daß im kommenden Herbst eine internationale Konferenz zum Schutz des Lebens und des Eigentums zur See, namentlich durch Vereinbarung über die Schiffssignale, in Washington stattfinden wird. Die meisten beteiligten Staaten sollen ihren Beitritt zu der Versammlung in Aussicht gestellt haben.

Ausland.

Oesterreich-Ungarn. Wie die „Polit. Corresp.“ meldet, wird der Erzherzog Franz Ferdinand von Este bis auf weiteres in Prag verbleiben und daselbst seine dienstliche Stellung als Major beibehalten.

Italien. Der Papst hat in einem geheimen Konfistorium dem Kardinal Laurenti den Titel eines Kammerers des Heiligen Kollegiums übertragen und dabei eine Allokution in lateinischer Sprache gehalten. Dieselbe ist bereits behufs Mitteilung an die betr. Regierungen abgesandt worden. Der Papst beklagt in genannter Kundgebung den Irrtum der Freiheit, sich von der Kirche und den christlichen Grundsätzen loszulösen; daher rührten, sagt er, die zahlreichen Uebel für die ganze Gesellschaft. Ueber diese Sachlage lebhaft besorgt, suche er nach Heilmitteln, um das Verständnis dafür zu erwecken, daß die Rückkehr zu den christlichen Grundsätzen die Gesellschaft befestige. Zu diesem Zweck trachte er, sich den Regierungen zu nähern und sei dies gegenwärtig betreffs Rußland der Fall; er hoffe, daß die Verhandlungen mit Rußland Erfolg haben werden. In gleicher Weise wende er seine Sorgfalt den Polen und der Regelung der dortigen Diözesanverwaltung zu. Die für die Bischofsitze in Rußland zu ernennenden Persönlichkeiten seien bereits erwählt; er hätte dieselben zu präkonfirieren gewünscht, allein die Erledigung der Angelegenheit erheische noch Zeit; er werde die Bemühungen zur Annäherung der Staaten behufs Wahrung der kirchlichen Interessen fortsetzen, denn die Schwierigkeiten der gegenwärtigen Zeit erheischen die Hilfe der Religion. Die jüngsten Unordnungen in Rom, wo die Leidenschaftlichkeiten sich gegen die Fundamentalordnung der Gesellschaft erhoben, bewiesen die Notwendigkeit der Beschwörung der Gefahren durch die religiöse Idee; denn ohne die Religion könnten die Menschen nicht zu den Grundsätzen der Pflichten und der Ordnung im Staat zurückgerufen werden. Der Friede sei notwendig, besonders jetzt und die Souveräne, Staatsmänner und Parlamente begriffen diese Notwendigkeit, da sie die Schrecken des Krieges kennen. Selbst die militärischen Rüstungen seien ein Beweis hierfür; allein die Rüstungen und der gute Wille genügen nicht zur Sicherung eines dauernden Friedens. Denn die Rüstungen verursachen gegenseitiges Mißtrauen und die Völker fingen an, unter dem Druck der Militärausgaben sogar den Krieg zu wünschen, welcher den unerträglichen Lasten ein Ende machen sollte. Die Grundlagen des Friedens beruhten in der Gerechtigkeit, der Eintracht und dem Wohlwollen. Man möge zu Christus beten, daß er in Europa Frieden herrschen lasse.

Infolge der Unruhen der letzten Tage haben viele Fremde die Stadt verlassen. Die Ruhe ist zwar vollständig wieder hergestellt; aber die Straßen bleiben noch immer militärisch besetzt. Ein Arbeiter-Ausschuß ermahnt die Genossen zur Ruhe.

Frankreich. Anker in Paris, Lyon, Bordeaux und Marseille haben noch in einer ganzen Reihe kleiner französischer Städte Kundgebungen der sogenannten Arbeiter-Syndikatskammern stattgefunden und zwar ersichtlich infolge eines Lösungswortes des Pariser Central-Comités. Ueberall wurde, wie in Paris, den Behörden erklärt, daß die Arbeiter am 24. Februar die Antwort auf ihre Forderungen holen würden.

Der „Matin“ bringt einen Bericht über die Mandar in Toulon, welcher die Dhmacht der Torpedoschiffe darthut soll. Demnach haben vier Torpedoboote am Mitternacht die drei Panzer „Courbet“, „Gaiman“ und „Colbert“, welche ihrerseits über zwei Torpedoboote zum Schutz verfügten, angegriffen und auch ohne Unfall eine aus alten Taunen und Verbaumaterial gebildete Schutzkette gesprengt, mußten sich aber sodann schleunigst zur Flucht wenden, da sie entdeckt worden waren. Eine andre Uebung ergab die Fruchtlosigkeit des Versuches zweier Torpedoboote, eine Drahtseilkette zu sprengen, um an die Panzerschiffe heranzukommen. Sie fuhren mit 15 Knoten Geschwindigkeit, wurden aber auch diesmal entdeckt und davon jagt. Der „Matin“ zieht daraus den Schluß, daß die Panzerschiffe sich gegen die Torpedoboote erfolgreich wehren können.

Großbritannien und Irland. Der nationalstische Deputierte Kelly wurde wegen Aufwiegelung der Pächter zum Widerstand gegen die Ermiffion aus ihren Pachtgütern in Donegal zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt.

Rußland. Die Russifizierungsbestrebungen in

Feuilleton.

(Nachdruck verboten.)

Das Lebensbild eines Unglücklichen.

Von L. Gutzzeit.

Es war „Unter den Linden“ in Berlin, wo ich ihn zum erstenmal sah. Ich stand vor dem Schaufenster einer Buchhandlung und musterte die aufgelegten Werke, als ein Herr neben mich herantrat, um das Gleiche zu thun. Unwillkürlich mußte ich ihn betrachten. Er war von ziemlich hohem Wuchs und mit Vornehmheit gekleidet. Ein Seidenhut der neuesten Mode bedeckte den Kopf, perlgraue Glacehandschuhe die Hände, die Rechte hielt ein kleines Stöckchen. Er mochte anfangs der Dreißiger sein. Aus dem ausdrucksvollen, scharfgeschnittenen Gesicht mit der breiten, weißen Stirn, den großen dunklen Augen, der leicht gebogenen Nase und dem feinen Mund leuchtete Geist und Bildung. Er war unstreitig ein schöner Mann und das hühere, unstäte Feuer, welches in den großen, dunklen Augen loderte, mochte ihm einen besonderen Reiz verleihen. Mit offenbarem Interesse, aber flüchtig wie jemand, der sich von Berufswegen mit literarischen Dingen beschäftigt, betrachtete er die Bücher. Dann wandte er sich ab, um in langsamem Schritt die „Linden“ entlang zu schlendern. Ich hatte seine ganze Erscheinung in den wenigen Augenblicken in mich aufgenommen und blickte ihm nach, ohne mir Rechenschaft geben zu können oder zu wollen warum? einen Augenblick nach. Dann hatte ich ihn vergessen.

Mehrere Monate waren seitdem verfloßen, als mich mein Weg durch eine der Straßen des Rosenthaler Viertels führte.

In dieser Straße, wo häufiger als anderswo mehrere Pfandleihgeschäfte bestehen, bei denen der Proletarier seinen arbeitsigen Erwerb verpfändet und meistens nicht einlöst, kam mir ein Mann entgegen, bei dessen Anblick ich stutzte. Eine Erinnerung durchzuckte mich. Was es möglich, war er es wirklich? Ja, er war's, ich konnte nicht zweifeln. Es war der feine Herr von „Unter den Linden“. — Aber, welche Veränderung war mit seinem Äußern vorgegangen! An die Stelle des Seidenhutes war ein tief in die Stirn gedrückter, über alle Maßen schäbiger Filz getreten. Ein alter, in allen Farben schimmernder Rock, etwa wie ihn Arbeiter an Wochentagen tragen, umhüllte seinen Oberkörper, eine Hoje, welche unten auf eine gräuliche Weise zerfetzt war, schloßerte um seine Beine. Keine Spur von Wäsche. Ohne Zweifel, um die Abwesenheit derselben nach Möglichkeit zu verbergen, hatte er den schauerhaften Rock bis zum Halse zugeknöpft. Und nun erst die Stiefel! Ein Ragabund, hätte er sie an der Landstraße gefunden, würde sie nicht leicht aufgehoben haben. Die ganze Figur bot ein erbarmungswürdiges Bild.

Unschlüssig hatte der Mann halt gemacht und blickte schein, forschend nach den Häusern. Plötzlich und nachdem er sich noch einmal schnell umgesehen, schritt er quer über die Straße und verschwand in einer niedrigen Thür. Ueber derselben war ein schwarzes Schild angebracht und auf diesem mit roten Lettern gemalt: „F. . . . C. . . . An- und Verkauf von Wertfachen aller Art, alten Kleidungsstücken u. s. w., Pfandleihe.“ Mir wurde jetzt klar, was der Mann in dem Hause beabsichtigte.

Der Unbekannte, den ich unter so völlig veränderten Umständen wieder getroffen, begann mich zu interessieren.

Wer und was war der Mann? Ein Industrieller, welcher heut im Ueberfluß schwelgt und morgen total entblößt und herabgekommen ist, war er sicher nicht. Ein Industrieller kümmert sich nicht um die Erzeugnisse des Büchermarkts. Auch konnte er nicht zu jener zahlreichen Klasse vom leichtfertigen Kommis und Angestellten gehören, welche binnen dreimal 24 Stunden verjubeln, was sie während eines Monats durch fauere Arbeit verdient haben. Derselbe Umstand, welcher gegen die erste Annahme sprach, machte die zweite sehr unwahrscheinlich. Und wenn man sich die geistvollen Gesichtszüge des Mannes vergegenwärtigte, so mußte man den Gedanken, er könne als Jünger Merkurs oder Bureauschreiber seinen Unterhalt gewinnen, entschieden fallen lassen. So leichtsinnig ist auch keiner von den Kommis und Angestellten der gekennzeichneten Sorte, daß er sich in seinem Äußern bis zu einem Grade wie der Unbekannte verwahrloste, denn alle sind sich bewußt, daß der Verlust ihrer Stellung die unausbleibliche Folge davon wäre. Solchen Betrachtungen hing ich noch nach, als der Rätselhafte wieder zum Vorschein kam und eilig und mit zu Boden gesenkten Blicken sich entfernte. Soviel ich auch über ihn nachgrübelte, ich konnte nichts aus ihm machen.

Wiederum vergingen Monate und ich dachte längst nicht mehr an die Begegnung vor dem Hause des Pfandleihers in der ***-Straße, als ein heftiger Regen mich eines Tages nötigte, in ein Restaurant zu treten. Das Lokal war mit Gästen gefüllt, nur das hinterste Zimmer schien leer zu sein. In dieses begab ich mich und es zeigte sich in der That, daß bis auf einen einzigen Herrn niemand in dem Gemach anwesend war. Der Herr saß hinter einer Flasche Wein und las in einer großen Zeitung,

den baltischen Provinzen werden mit großer Energie seitens der Behörden durchgeführt. Man berichtet aus Riga: Gegen den Munizipalrat Hiller, welcher beschuldigt wird, bei Ausübung seiner Amtshandlungen den Bestimmungen über den Gebrauch der russischen Sprache zuwiderzuhandeln, ist die Unterjochung eingeleitet worden.

Der „Petersburger Zeitung“ zufolge hätte die französische Regierung mit der russischen Regierung Unterhandlungen angeknüpft, um Transkaspien und Turkestan den Franzosen und dem französischen Handel zu erschließen; das Rechtsgebiet des französischen Generalkonsuls in Tiflis solle auf ganz Kaukasien, Transkaspien und Turkestan ausgedehnt, an vielen Orten, namentlich in Merw, Buchara und Samarand sollten Bizekonsulate und Konsularagenturen errichtet werden.

Wie der „Abn. Ztg.“ aus St. Petersburg gemeldet wird, wurde Pastor Schotolowski wegen evangelischer Trauung eines angeblich orthodoxen Brautpaares zu einem Jahr Gefängnis und zur Amtsentsetzung verurteilt; gegen drei andre evangelische Geistliche wurde wegen Vornahme der evangelischen Trauung eines konfessionell gemischten Brautpaares vor der russischen Trauung auf vier Monate Entziehung vom Amte erkannt. Der Verteidiger Ulin sprach meisterhaft und wird Berufung einlegen.

Serbien. König Milan hegt die Absicht, seinen Herzogswunsch zu verwirklichen und seine der ungünstigen politischen Verhältnisse halber bisher stets aufgeschobene feierliche Krönung im Monat Mai vorzunehmen. Die Krönung wird in Monastir bei Nisch stattfinden, wozu sämtliche europäische Höfe eingeladen werden. Die Krönungsfeier soll eine würdige Einleitung der 500jährigen Jubelfeier der Kasowaschlacht sein, welche im Juni abgehalten werden wird.

Bulgarien. Nach einer Meldung der offiziellen „Polit. Correspondenz“ aus Philippopol sind der Prinz Ferdinand und die Herzogin Clementine von Koburg bei ihrer Ankunft daselbst mit großen Ovationen empfangen worden. Dieselben gedenken 14 Tage sich dort aufzuhalten.

Ueber die Vorgänge in Meyerling

gehen dem „Daily Chronicle“ folgende Aufschlüsse zu, welche mit den Mitteilungen von anderer Seite in der Hauptsache übereinstimmen und dieselben vervollständigen. Die Baroness Marie von Bessera wurde, nach dem Londoner Blatt, vor einigen Monaten im Hause der Gräfin Larisch mit dem Kronprinzen bekannt und beide liebten sich bald leidenschaftlich, was natürlich noch mehr zur Entfremdung zwischen dem Kronprinzen und seiner Gemahlin beitrug. Ersterer machte kein Gehehl daraus, daß er eine Scheidung anstrebte. Er rechnete dabei auf die Zustimmung des Kaisers schon wegen der Güttung, welche derselbe gezeigt hatte, als die Kräfte beschränkt, daß die Kronprinzessin keine weiteren Nachkommen mehr haben könne.

Zur Ueberraschung des Kronprinzen lehnte jedoch der Kaiser, welcher die Kronprinzessin sehr hochschätzte, die Zustimmung seines Sohnes entschieden ab und tadelte ihn wegen seines Benehmens als Gatte. Es gab viele Anstöße deshalb zwischen beiden, und vor einigen Wochen erklärte der Kaiser seinem Sohn, daß er ihn nach Bosnien als Gouverneur dieser Provinz senden werde. Eine sehr heftige Auseinandersetzung fand am Montag statt, an welchem der Kronprinz nach Meyerling fuhr. An demselben Tage verschwand die Baroness Marie, wobei sie ihrer Mutter mitteilte, daß sie im Begriff sei, sich in der Donau zu ertränken. Die erschrockene Mutter begab sich sofort zum Grafen Taaffe und letzterer versprach, Nachforschungen anzustellen. Geheimpolizisten wurden ausgesandt, und Tags darauf machten dieselben die Entdeckung, daß die junge Dame sich mit dem Kronprinzen in Meyerling befände. Graf Taaffe teilte dies der Mutter mit, welche sich Mittwoch Morgen (dem Tag des Selbstmordes) zum Kaiser begab und ihm die Angelegenheit vortrug.

Bei ihrer Rückkehr nach Hause fand sie einen neuen Brief ihrer Tochter, aus Meyerling datiert, in welchem die Baroness mitteilte, daß sie und der Kronprinz beschlossen hätten, sich zusammen das Leben zu nehmen. Der Kronprinz hätte ihr die Ehe versprochen, sobald er die Ehescheidung von der Kronprinzessin erlangt habe, und als er ihr mitteilte, daß dies nun unmöglich sei, weil der Kaiser sich widersetze, beschlossen beide, sich das Leben zu nehmen, was sie am Mittwoch Morgen im Schlafzimmer des Kronprinzen auch thaten.

Als der Kammerdiener Joschek in dasselbe kam, sah er die Leichen beider bei einander liegen und ehe er jemand herbeirief, trug er die Leiche der Baroness in ein Nebenzimmer, so daß Prinz Philipp von Koburg und Graf Hayos, als sie dazugerufen worden, nur den Leichnam des Kronprinzen sahen, woraus sie natürlich schlossen, daß es sich um einen einfachen Selbstmord handelte, wie auch dem Kaiser berichtet wurde.

welche er vollständig entfaltet hatte und so hielt, daß von seinem Gesicht nichts wahrzunehmen war. Ich nahm meinen Platz an einem der Tische und vertiefte mich, nachdem ich eine Bestellung gemacht, gleichfalls in das Lesen einer Zeitung. Mehrere Minuten mochten so verstrichen sein, als eine geräuschvolle Bewegung des Fremden meine Aufmerksamkeit erregte. Ich schaute auf und zu ihm hinüber und kaum konnte ich einen Ausruf der Ueberraschung unterdrücken — der Fremde, der sein Journal weggelegt hatte und eben aus seinem Glase trank, war mit dem feinen Herrn von „Unter den Linden“ und dem fragwürdigen Individuum, welches im Rosenthaler Viertel irgendetwas verkauft oder verpfañdet hatte, gleichbedeutend. Ich faßte ihn, nach dem ich mich von meinem Staunen erholt, näher in's Auge. Einfach aber anständig gekleidet, hielt er zwischen der eleganten Gestalt, in der ich ihn das erste Mal, wie von dem vagabundenhaften Aufzug, in dem ich ihn später gesehen hatte, eine glückliche Mitte. Sein Gesicht war, vermuthlich von dem genossenen Wein, ziemlich stark geröthet und manchmal fuhr es wie ein Wetterleuchten darüber, während ein bitteres Lächeln um seine Lippen spielte. Der Gegenstand seiner Betrachtungen mußte ihn lebhaft bewegen, denn sein Gesichtsausdruck wechselte oft. Jetzt kniff er die schwarzen Augenbrauen zusammen und sprühte Blitze, dann zog er sie in die Höhe und bittere Verachtung spiegelte sich um die Mundwinkel. Nun flog etwas wie Heiterkeit, jedoch mit Spott gemischt, über seine Züge. Dann wurde er ernst, beinahe wehmüthig. Nur einen Ausdruck vermehrte ich, der ich diese Wandlungen verfolgte, den einer ungetrübten Gemüthsruhe. Er hatte seine Beklämmerung wieder aufgenommen, ich blinzelte zu ihm hinüber. Hin und wieder hörte ich ihn einige unverständ-

Als letzterer die Nachricht empfing, rief er aus: „Ich hätte lieber eine Provinz verloren, als daß diese Schande auf mich fallen sollte.“ Die Leiche der Baroness wurde am Sonnabend in Seilgürtel herbeigetragen.

Die „S. N.“ erhalten aus Wien folgende Mitteilung, die zu vertragen dem genannten Blatt überlassen bleiben muß: Nachdem der bekannte Plan des Kronprinzen Rudolf und der Baronin Bessera (Scheidung der Kronprinzlichen Ehe undmorganatische Wiederheiratung) an dem Widerspruch des Kaisers gescheitert und ebenso ein hier nicht näher zu bezeichnender Anspruch der Mutter der Baroness erhoben worden war, mußte Kronprinz Rudolf im Beisein eines hohen Staatsbeamten dem Kaiser sein Ehrenwort als Mann, Soldat und Unterthan geben, daß er seine Beziehungen zu der Baroness sofort abbrechen werde. Der schwere Konflikt, welcher sich für den Kronprinzen ergab, als er es nicht vermochte, sein Wort zu halten, mag als letzte Ursache der Katastrophe anzusehen sein.

Gerichtssaal.

Der letzte Auf. Das Geschworenengericht des Seine-Departements hat vor einigen Tagen eine sehr theatrale Vergehen abgeurteilt. Die Angeklagte, Noemie Defrise, eine Frau im Alter von 36 Jahren, groß, stark, mit markierten Zügen, war im Jahr 1881 in den Diensten des Herrn Grenier, eines Kartoffelhändlers Engros, getreten. Kurze Zeit darauf wurde Noemie die Geliebte ihres Herrn. Von diesem Augenblick an waren alle ihre Anstrengungen darauf gerichtet, die Ehescheidung ihres Angebeteten zu erlangen. Auch erreichte sie ihr Ziel, denn Grenier wurde im Jahre 1887 von seiner Frau geschieden. Aber wenn der letztere nun glaubte, künftig ein ruhiges und glückliches Leben führen zu können, so hatte es sich bitter getäuscht. Die neue Gattin betrug sich nunmehr so ungeschliffen und grob, daß Grenier, ihr die Thür weisend, mit einer Mademoiselle Alexandra vom neuen Cirkus ein Verhältnis einging. Noemie hielt sich jedoch nicht für besiegt, nachdem sie ihre Rivalin entdeckt hatte, verging kein Abend, wo sie nicht dieselbe beleidigte, wenn sie aus dem Cirkus kam; sie begab sich noch einmal zu ihrem ehemaligen Geliebten und bat ihn, sie wieder zu sich zu nehmen. Grenier blieb jedoch unbefangt und setzte ihren Bitten und Thränen den nachdrücklichsten Widerstand entgegen. Noemie bat hierauf Grenier, ihm einen letzten Ruf geben zu dürfen. In demselben Augenblick trat sie dicht an ihn heran, um ihn zu umarmen, und als sie ihren rechten Arm um den Hals des Unglücklichen legte, der nichts Böses ahnte, stieß sie ihm die Klinge des bis dahin in ihrem Aermel verborgenen Dolches in den Nacken. Als die Nachbarn auf das herzerregende Geschrei des von Blut überströmten Grenier herbeieilten, war Noemie schon entflohen. Erst am andern Morgen gelang es, sie bei ihrem Schwager in Vevey zu verhaften. Vor das Schwurgericht verwiesen wegen Mordversuchs, behauptete sie gegenüber den Fragen des Vorsitzenden, der Behauptung entgegen, daß Grenier sie, ehe sie denselben angegriffen, geschlagen und mit Fäusten getreten, was jedoch keineswegs bewiesen werden konnte. Trotzdem wurde die Angeklagte von den Geschworenen freigesprochen, was selbst unter einem Teil der Anwesenden im Gerichtssaal lebhafteste Unwillen erregte.

Ans nah und fern.

Erstarrt. Wie das „Forster Wochenblatt“ aus Triebel berichtet, wurde auf der Triebel-Forster Straße bei Erlenhof der Sattler Kind, gebürtig aus Frankenstein in Schlesien, in mannshohem Schnee erstarrt aufgefunden und schleunigst nach dem Gemeindehause gebracht. Die vom Gemeindevorsteher vorgenommenen und angeordneten Wiederbelebungsversuche wurden auch von Erfolg gekrönt.

Anglücksfall. Auf der Hülsersstraße in Krefeld ist, laut der „Niederrh. Volksztg.“, eine Lokomotive der Lokalbahn umgefallen und hat den Führer unter sich begraben. Derselbe, Vater von fünf Kindern, soll bereits tot sein.

Eine Schlägerei zwischen Civil- und Militärpersonen, veranlaßt durch unbegründetes Eingreifen der letzteren in eine Privatfreitragerei der Civilisten, setzte kürzlich abends die Bewohner des Neumarktes von Köln in Angst und Schrecken. Auf beiden Seiten wurde mit scharfen Messern gekämpft und hier wie da blutige Wunden. Eine hinzueilende Militärpatrouille machte mit Hilfe von Schutzleuten dem Skandal durch Verhaftung aller Beteiligten — worunter sich auch ein Feldwebel und viele Unteroffiziere befanden — ein Ende. Das Nachspiel wird für diese jedenfalls ein ernstes sein.

Wunderbare Rettung. Die „Köln. Volksztg.“ schreibt: Der Umsicht und Geistesgegenwart des Lokomotivführers des Gültterzuges Deutz-Hamm verdankt der Musikfiedler Schlüter von der 8. Kompagnie des Infanterie-Regiments Nr. 16 sein Leben. Vor einigen Tagen abends bemerkte der Lokomotivführer im Bahnhof Deutzfeld, daß ein Mensch von der Maschine umgeworfen und fortgeschleppt wurde. In wenigen Augenblicken stand der Zug und bewußtlos hing der Musikfiedler Schlüter an der Maschine. Derselbe hatte sich anscheinend infolge des Schneegestöbers verirrt. Er zeigte keine Spuren äußerer Verletzung. In einer Tragbahre wurde der Gerettete in das Garnison-Lazarett Deutz gebracht.

Ein sechsstimmiger Mord ist in Breitensee, unweit Wien verübt worden; ein Goldarbeitergehilfe hat seine fünf Kinder und dann sich selbst umgebracht; seine Frau hatte sich kürzlich vergiftet.

Dankenswerte Aenderung. Die „Köln. Z.“ läßt sich aus Stockholm melden: Auf Veranlassung der Verwaltung der schwedischen Staatsbahnen und auf deren Kosten erhalten in Uppsala eine Anzahl Eisenbahnschaffner Unterricht in der deutschen Sprache, hauptsächlich in Redeübungen, damit dieselben deutschen Vergnügungs-Reisenden, deren Zahl stetig wächst, mit Rat und Auskünften zur Seite stehen können.

Als etwas Besonderes wird aus Petersburg gemeldet, daß die dortige Peter-Paul-Festung zum ersten Mal seit zehn Jahren keinen einzigen nihilistischen Untersuchungs-Gefangenen beherbergt.

Ein furchtbarer Brand hat vor mehreren Tagen im Militär-Hospital zu Madrid gewüthet. Mitternacht war vorüber und die Kranken des Quartier Arqueles schliefen, als die wachhabenden Bediensteten plötzlich an den Thüren aller Säle mit dem Rufe pöchten: „Alles auf! — Kette sich, wer kann! Feuer!“ Die Kraft, die dem Menschen durch die Angst verliehen wird, wirkte unheimliche Wunder; dort sah man den Fiebernden stürzen, hier den Gelähmten sich fortzuschleppen und mit schrecklichem Geschrei den Treppen zuellen, welche größtentheils von dem Feuer bereits ergriffen waren. — Das Hospital liegt nicht weit von der Kaiserne Montagne. Von dort eilten Soldaten zur Hilfe, die einige Minuten später die Kranken in den Betten hinausgeschleppten. An den Fenstern der drei Etagen sah man Männer die Gitter erkletterten, schreien und vor Schrecken und Schmerzen zugleich die Hände ringen. In Madrid ist es Gebrauch, daß bei Ausbruch eines Brandes man in allen Kirchen läutet und daß der erste, der an der Brandstätte erscheint, eine Belohnung von 200 Frs. erhält. So kommt es, daß vor der regelrechten Hilfe alle unbeschäftigten Elemente herbeieilen, um die Prämie zu erhalten. Von allen Seiten eilten Soldaten, Sergeanten und Quartier-Nachbarn herbei, über die Kranken wie über die Säcke, hinfortstolpernd. Sturm und Schnee verschlimmerten die Lage, die Offiziere befehligen, wie in einer Schlacht, und nach Verlauf einer halben Stunde hatte man 400 Unglückliche gerettet. Die milder Kranken sah man zum Teil, ihre Betten verlassend, von der ersten Etage hinabspringen, und sich unter die Rettenden mischen. — Die Verluste sind groß, die Zahl der Kranken, deren Leben in Gefahr schwebt, beläuft sich auf mehr als 100. Entstanden ist das Unglück in dem Zimmer der Blatterkranken, und fürchtet man, daß diese plötzlich zu den andern gesetzt werden müßten, daß eine ausgedehnte Ansteckung unvermeidlich. — Die Königin hat die in ein andres Hospital überführten Kranken sofort besucht.

Letzte Nachrichten.

Rom. Die Reinigung der Stadt von unruhigen Elementen scheint beendet zu sein; es wurden in den letzten Tagen gegen 500 Arbeiter ausgewiesen, 86 andre verhaftet. Es mehren sich die Anzeichen dafür, daß die Unruhen von den Sozialisten entfacht wurden, welche in allen Städten des Reichs eine fieberhafte Thätigkeit entwickeln. So fanden beispielsweise auch Unruhen in Livorno und Ravenna statt, welche aber durch Truppen schnell erstickt wurden.

Petersburg. Die „Russische Wörten-Zeitung“ meldet, die Fürstin Hohenlohe, Gemahlin des Statthalters der Reichslande, habe ihre im Gouvernement Wilna belegenen Fabriken und Kobleisenbergwerke an ein Konjortium von Wilsauer Kapitalisten, an dessen Spitze Fürst Gedroic stehe, verkauft.

Nach der neuesten Verordnung dürfen Zuckerrübenabfälle und Schmelz aus dem Auslande zollfrei eingeführt werden.

Mannes!“ rief er mit Nachdruck, und nun begann er in fast begeisterten Weise das vielgenannte Werk des Herrn von Hartmann zu erheben. Er sprach stehend, schwungvoll und lebhaft. Seine Anschauungen waren eigenartig und vielfach abweichend, aber stets gefaltvoll und Zeugnis tiefen Denkens. Alles verriet den feingebildeten, außerordentlichen Kopf. Bald waren wir in lebhaftem Zwiegespräch begriffen und es stellte sich heraus, daß der Unbekannte nicht nur auf dem Gebiet der Philosophie sondern auch in der Politik, der Geschichte, der schönen Literatur und der Kunst vortrefflich bewandert war. Als wir nach Verlauf von zwei Stunden uns trennten, mußte ich mir gestehen, daß ich nur selten eine so anregende und gemüthliche Unterhaltung geführt. Bevor wir auseinandergingen, verabredeten wir öfter zusammenzukommen und nannten gegenseitig unsere Namen. Der feine war der einer wohlbekannten, adligen Familie.

Wir kamen in der That öfter zusammen und stets hatte ich Gelegenheit, die Fülle seines Wissens und seinen Gedankenreichtum zu bewundern. Aber während ich mich dieser Vorzüge erfreute, lösteten die Ansichten, die mein neuer Bekannter von Welt, Leben und Menschen entwickelte, mir oft Trauer und Entsetzen ein. Eine tiefe, unheilbare Schwarzseherei hatte in ihm Wurzel geschlagen und gleich einer giftigen Pflanze alles, was den Erdboden erhebt, tröstet und ermutigt, in ihm ausgerottet. Seine Seele war unter blendendem Himmel eine ausgeborstene Wüste. Nicht nur die zarte Blume „Glaube“ war unter dem sengenden Hauch seines scharfen Verstandes abgeflorben, auch die Liebe und die Hoffnung waren verwehrt.

(Fortsetzung folgt.)

